

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 75. Bydgoszcz/ Bromberg, 1. April 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von
Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Nabl, Wilhelm Scheider.

(28. Fortsetzung.)

Francie Mirror warf einen Blick auf das Tachometer, es zeigte achtzig Kilometer an, eine ziemliche Geschwindigkeit, zumal die Vorstadtstraßen sehr belebt und mit Fahrzeugen mancherlei Art verstopft waren. Dabei steigerte der Mulattenchauffeur noch das Tempo, je weiter man hinauskam. Es wurde immer ländlicher, die ersten Tabakplantagen tauchten auf.

Der Chauffeur fuhr mit nachtwandlerischer Sicherheit. Er, als man aus den Vorstädten heraus war und er das Tempo auf hundert gesteigert hatte, warf er einen hurtigen Blick zu Francie hinüber.

Francie nickte ihm lächelnd zu: „Sie fahren glänzend, mein Lieber! Doch sagen Sie mir: herrscht bei euch in der Hauptstadt eigentlich Revolution?"

„Wie meinen Senorita?"

„Weil's so ausschaut, als sei die Polizeibehörde nach auswärts verlegt worden. Das geschieht ja manchmal in unruhigen Zeiten."

Der Chauffeur grinste: Der Herr Kommissar und der Herr Untersuchungsrichter befinden sich augenblicklich in Matanzas, Senorita. Aber nur vorübergehend. Sie sind heute morgen hinübergefahren und erwarten Sie dort."

Jetzt war man völlig aus der Stadt heraus. Man sauste durch weite Tabak- und Zuckerrohr-Pflanzungen.

Francie fragte: „Wie weit ist Matanzas von Havanna entfernt?"

„Nicht ganz hundert Kilometer, Senorita."

„Ein Dorf?"

„O nein. Eine Stadt, ein Hafen."

„Und warum erwartet man uns ausgerechnet in Matanzas?"

„Weil man dort irgendwelche Leute verhaftet hat, die man Ihnen gegenüberstellen möchte."

„Ausgezeichnet!"

Francie wandte sich zu Alice um und übersetzte ihr alles ins Englische. Dabei blinzelte sie ihr zu.

Nach kurzer Zeit tauchten die niedrigen, flachgedeckten Häuser einer kleinen Stadt auf. Der Chauffeur ging auf sechzig Kilometer herunter, und als man über den Markt kam, huschten seine Blicke hastig an den Häusern entlang.

Francie bemerkte es deutlich. Sie fragte: „Wie heißt der Ort?"

„Guanabacoa."

Dabei konzentrierte sich der Blick des Mulatten auf die Gruppe dreier Polizisten, die an einer Straßenkreuzung standen. Aber schon war man vorbei.

Wieder fuhr man an endlosen Plantagen entlang. Überall arbeiteten schwarze, gelbe und braune Menschen. Hin und wieder warf Francie der hinter ihr sitzenden Freundin ein paar Worte zu: es wäre angenehm, im scharfen Luftzug zu sitzen, und auch ganz interessant, einmal das Innere der Insel kennenzulernen.

Alice fieberte. Sie zweifelte immer noch daran, daß es sich um eine Entführung handelte. Sie zermarterte ihr Hirn, um Francies Absichten zu erraten. Dann wieder wanderten ihre verzweifelten Gedanken zu Tom.

Weiter, weiter, im rasenden Tempo! Sie flogen förmlich durch die Dörfer, Plantagenhäuser standen an der Straße, neugierige Frauen sahen dem Wagen nach. Und wieder dehnten sich die Tabakfelder in die Unendlichkeit des Horizonts.

Plötzlich sah Alice — man hatte gerade wieder ein Dorf hinter sich — wie Francie sich bewegte. Francies Kopf schob sich langsam an den Kopf des Mulatten heran. Dann hob sie die linke Schulter, den linken Arm — der Chauffeur saß rechts von ihr — und mit einem Male wußte Alice, daß etwas geschehen würde.

Und in den nächsten Sekunden geschah es auch: Francie führte mit der linken Hand eine blitzartig rasche Bewegung aus. Dann flog ein schmales Büchelchen nach hinten in den Wagen und Alice gerade vor die Füße.

Alice, obwohl in ungeheuerer Erregung, erfaßte die Lage sofort: Francie hatte in die Ledertasche gegriffen, die sich bei fast allen Wagen an der Innentür des Vordersitzes befindet und gewöhnlich die Zulassungspapiere des Autobesitzers enthält. Alice packte auch sofort das Büchelchen, hob es auf und öffnete es mit bebenden Händen.

„Sieh' dir den Namen an!" schrie Francie ihr zu, wir brauchen nichts als den Namen, das genügt."

Der Chauffeur hatte natürlich alles bemerkt. Der Wagen fiel rasch in ein mäßiges Tempo, dann kreischten die Bremsen und sie hielten am Wegrand. Doch Alice las bereits den Namen des Wagenbesitzers. „José Concha heißt er!" rief sie der Freundin zu.

Der Chauffeur wandte sich um, er hatte seine Ruhe nicht verloren, er lächelte sogar: „Geben Sie mir das Buch wieder zurück, Senorita!"

„Kannst es ihm ruhig geben", sagte Francie, „die Hauptsache ist, daß wir den Namen wissen. José Concha — José Concha."

Der Mulatte verwahrte das Buch in seiner Brusttasche und fuhr wieder an. Der Wagen erreichte abermals die Geschwindigkeit von vorhin.

Dann sagte Francie spöttisch zum Chauffeur: „Wie könnt ihr nur so leichtsinnig sein!"

Der antwortete nicht.

Wieder kam ein Dorf in Sicht und rasch erreichte man die ersten Häuser. In diesem Augenblick sah Alice, daß der Mulattenchauffeur sich etwas vorbeugte — gleichzeitig hörte sie, daß Francie einen leisen Schrei ausstieß.

Schon in der nächsten Sekunde erkannte Alice die Ursache: am Ende des Dorfes war die Straße abgesperrt. Einige Polizisten standen dort mit ausgebreiteten Armen.

Was sich nun abspielte, wirkte wie ein im rasenden Tempo ablaufender Film, der Chauffeur trat den Gashebel völlig herunter, der große Wagen brauste mit hundertdreißig Kilometer heran und durchbrach die Postenkette. Entsetzt waren die Gendarmen zur Seite gewichen. Ein Offizier, der am Wegrand stand, schoß mit einem Revolver hinterher, ohne den Wagen zu treffen.

Vorüber! Wieder waren sie mitten in den Tabakfeldern.

„Es ist unerhört, wie Sie sich benehmen!" sagte Francie. Der Vorgang hatte sie doch ein wenig angegriffen, ihre Stimme bebte.

„Ich habe es eilig, Senorita", schmunzelte der Chauffeur.

Wenige Minuten später bog er von der Chaussee ab und in einen schmalen Feldweg ein. Sie fuhren jetzt auf einem niedrigen Höhenzug dahin. Unter ihnen im Tal, in einer Entfernung von ungefähr drei Kilometern, lagen die flachen Dächer einer kleinen Ansiedlung. Es schien der Gebäudekomplex einer Farm zu sein.

Nun erkannte Francie, daß man dicht vor dem Ziel war. Man mußte handeln. Blitzschnell überdachte sie noch einmal die Lage. Die Straße im letzten Dorf war polizeilich abgesperrt gewesen: folglich kannte man in Havanna schon den Fahrweg des Wagens und das ganze Abenteuer. Sicher hatte Peggy telephoniert. Ein zweites Dorf würde man wohl kaum noch passieren. Dort unten lag das Ziel. Deshalb mußte gehandelt werden.

Und zwar sofort.

Schon in der nächsten Sekunde hatte Francie ihre Waffe in der Hand. Sie hielt sie dem Chauffeur einfach an den Körper.

Der Mulatte zuckte ein wenig zurück. Dann schielte er auf den Revolver herunter. Gleichzeitig beschleunigte er das Tempo.

„Anhalten!" befahl Francie mit eiserner Ruhe, „sonst ist es aus mit Ihnen, mein dunkler Freund! Glauben Sie bitte nicht, daß ich scherze."

Der Mulatte gehorchte. Wenig später stand der Wagen. Der Mann saß wie ein hölzerner Götze, er rührte sich nicht. Seine Hände umspannten das Steuer, dabei schielte er immer auf die Waffe herunter.

„Wenn Sie auch nur die geringste Bewegung machen", sagte Francie, „so schieße ich."

Dann fuhr sie dem Mann mit der freien Hand in seine Seitentasche und holte eine schwere Waffe heraus, die sie Alice übergab.

„Danke. Jetzt können Sie aussteigen. Und grüßen Sie Ihren Chef, den wohlgeborenen Don José Concha."

Der Mulatte stieg aus und ging einige Schritte vorwärts.

„Sofort niederschießen, wenn er nur eine einzige verdächtige Bewegung macht!" schrie Francie ihrer Freundin zu. Sie hatte das Steuer schon in der Hand, ging in den Rückwärtsgang und die Räder wühlten sich seitlich in den Acker. Geschickt brachte sie den Wagen herum, sie gab Gas und fuhr vorwärts. Noch einmal drehte sie sich zu dem Mulatten herum. Der stand auf dem gleichen Fleck, er rührte sich nicht, er war wie versteinert. Seine dunklen Augen glänzten in stiller Wut.

Der schwere Wagen flog über den Feldweg zurück. Alice jubelte: „Das hast du fabelhaft gemacht!"

Francie antwortete nicht, sie fuhr ein entsetzliches Tempo und der Weg hatte einige Löcher. Rasch hatten sie wieder die Chaussee erreicht.

Bald kam das Dorf in Sicht, hier mußte man auf die Polizeistreife stoßen. Francie fuhr plötzlich sehr langsam. Schon vor dem ersten Hause standen Gendarmen. Es waren die gleichen, die dem Wagen erst vor kurzem den Weg verstellt hatten.

Francie hielt vor Ihnen. Einer der Leute zeigte auf die Nummer des Wagens. 4300. Ein zweiter stürzte auf den Schlag zu und öffnete ihn.

Francie sprang heraus: „Haben Sie hier ein Telephon? Ich muß sofort mit Havanna telephonieren."

„Und ich muß Sie verhaften, Senorita", antwortete der Gendarm.

„Das können Sie nachher machen, wenn ich telephoniert habe. Sie können mich dann in das dunkelste Loch sperren. Wo finde ich hier einen Apparat?"

Wenige Minuten später hatte Francie tatsächlich einen Telephonhörer in der Hand. Alice und ein Polizeioffizier standen neben ihr. Die Gendarmen bildeten einen Kreis.

Francie bekam sofort Verbindung mit Rojas.

„Was ist geschehen?" fragte Rojas erregt, nachdem sie ihren Namen genannt hatte.

„Ich möchte Ihnen den Namen des Täters nennen, Sir. Ich glaube bestimmt, daß Sie ihn jetzt verhaften können. José Concha heißt er. Ein hübscher Name, man merkt ihn sich so leicht. Der Mann ist augenblicklich auf einer Farm zu finden, nicht weit von Matanzas."

Francie hörte jetzt, daß Rojas einen merkwürdigen Laut ausstieß, es klang wie ein Ächzen.

„Haben Sie verstanden?" fragte Francie zurück.

„Danke", antwortete es von drüben.

„Der Name dieses José Concha scheint Ihnen nicht unbekannt zu sein", meinte Francie mit feiner Ironie, „darf ich Ihnen jetzt den Gendarmerie-Offizier geben, der neben mir steht und der darauf brennt, von Ihnen Instruktionen zu erhalten?"

„Bitte", sagte Rojas. Und auf spanisch setzte er hinzu: „Zum Teufel, wir hätten gleich darauf kommen sollen, Sie Esel!"

Dieser letzte Satz war ohne Zweifel an Quintara gerichtet. Rojas rechnete nicht damit, daß Francie Spanisch verstand.

„Eine schöne Blamage", sagte Francie schadenfroh.

„Sie sind noch immer da," brüllte Rojas plötzlich wild, „Sie wollten mir doch den Offizier geben."

Jetzt erst gab Francie den Hörer ab.

(Schluß folgt.)

Jupiter spielt den Morgenstern.

Der Sternenhimmel im April.

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Der April steht im Zeichen der zunehmenden Tageslänge, die in keinem anderen Monat so stark in Erscheinung tritt wie in ihm. Der Tagbogen der Sonne, die am 20. vom Widder in den Stier übergeht, vergrößert sich von 12 Stunden 45 Minuten am 1. auf 14 Stunden 45 Minuten am 30. April. Auch am Sternenhimmel macht sich der Beginn des Sommerhalbjahres weiter bemerkbar. Stier, Orion und Großer Hund verschwinden ganz oder teilweise. Der Schlangenträger mit dem Hauptstern Alphard kommt neu über den Osthorizont. Über diesem leuchten (Anfang April um 23, Mitte um 22, Ende um 21 Uhr) Herkules, Nördliche Krone und Bootes mit dem gelben Arctur. Am Südosthimmel schließt sich die Jungfrau mit der weißen Spica an. Darunter erscheint die Waage, während weiter südlich Wassermann, Rabe und Becher zu erblicken sind. In halber Himmelshöhe steht darüber Regulus, der Hauptstern im sichelförmigen Bild des Löwen. Am Westhimmel strahlen Procyon im Kleinen Hund, Kastor und Pollux in den Zwillingen und Capella im Fuhrmann als Reste der winterlichen Herrlichkeit, die sich in den Vormonaten unterhalb dieser Bilder unseren Blicken darbot. Den nördlichen Teil des Firmaments endlich füllen die bekannten Gruppen des Großen und Kleinen Bären, des Kepheus und der Kassiopeia aus. Die schon gut sichtbaren Sterne der Leier und des Schwans mit den hellen Punkten Wega und Daneb bilden den Übergang zum Herkules und schließen damit den Ring des Himmelsbildes in diesem Monat. Von besonderen Himmelserscheinungen sind der um den 15. eintretende Sternschnuppenschwarm der Lyriden, der diesen Namen nach seinem scheinbaren Ausstrahlungspunkt in der Leier hat, zu erwähnen.

Die Sichtbarkeit der Planeten ändert sich im April weitgehend. Solche, die monatelang zu beobachten waren, wie Saturn und Uranus, verschwinden oder sind, wie Mars, nur noch kurze Zeit am Abendhimmel zu sehen. Dagegen werden die in den Vormonaten nicht oder nur

schlecht sichtbaren Wandelsterne zu eindrucksvollen Objekten. Venus als Abendstern strahlt bis zu zwei Stunden nach Sonnenuntergang, die gleiche Zeit vor dem Tagesgestirn kommt Jupiter in der Rolle des Morgensterns über den Gesichtskreis. Neptun an der Grenze von Löwe und Jungfrau kann die ganze Nacht im kleinen Fernrohr aufgesucht werden. Besonders günstig ist endlich die Sichtbarkeit des Merkur, der im ersten Monatsdrittel in der westlichen Abenddämmerung in der Helligkeit eines Sternes erster Größe oberhalb von Venus leicht aufgefunden werden kann, soweit nicht Wolken diese Horizontgegend bedecken. Am 2. um 19 Uhr 15 Minuten erleichtert die junge Mondsichel, die rechts unterhalb von dem Merkur dann steht, sein Auffinden. Mars wird am 3. von der Mondscheibe bedeckt, jedoch ist die Erscheinung nur unter Zuhilfenahme eines Fernrohrs zu beobachten, da beim Austritt des Planeten am Westrand der Sichel das Licht der kurz vorher aufgegangenen Sonne den Planeten überstrahlt. Die Hauptlichtgestalten des Mondes fallen auf folgende Daten: Erstes Viertel am 7. um 16 Uhr 10 Minuten, Vollmond am 14. um 19 Uhr 21 Minuten, Letztes Viertel am 22. um 21 Uhr 14 Minuten und Neumond am 30. um 6 Uhr 28 Minuten.

Das Buch und der Kasparmelk.

Eine Geschichte von Ernst Zahn.

Der Kasparmelk war der Älteste von zehn Kindern des Bauern Kaspar Infanger droben im „Sand". Das ist keine Kunst da oben im Bergland, wo die Kinder besser gedeihen als die Erdäpfel und Familien von einem Dutzend Köpfen an der Tagesordnung sind. Aber eine Gunst ist es, wenn man von zehn Geschwistern, zusammengehäufelt in ein rauchbraunes, schindelüberdachtes Lotterhäuschen, der Hellste, nicht nur dem blonden Haar, sondern dem Verstand nach ist und von dem so viel mitbekommen hat, daß man die künftige Landammannswürde sozusagen schon in der Tasche hat.

Der Kasparmelk also sah die Welt aus Augen von der Bräune eines gesunden Tannzapfens und dem Glanz und der Sichtschärfe eines neuen Spiegels an. Er hat aber zu den gesunden Sehwerkzeugen auch ein angemessenes Gemüt mitbekommen, das imstande war, aus der Welt, welche die Augen in sich hinein getrunken, einen kleinen Seelengarten anzulegen, in dem der Bub zu allen Tages- und Nachtzeiten spazieren gehen und über Bestauntes nachdenken konnte. Nun, und so wußte der Kasparmelk oder wußte es auch nicht, daß er in ein Land hinein geboren war, wie es kaum ein zweites auf Erden gibt: Grüne, hängende Matten mit einem Hüttlein und einem Stall angeklebt da und dort, Matten, mit dunklem Tannenwald verbrämt und überragt, überdunkelt, überstrahlt von grauem Felswerk und blitzenden, den Blick blendenden Ewigschneeburgen. Das Alltägliche und Vorherrschende daran waren Schweigen und Strenge; aber so ein hellsichtiger Bub bekam bald heraus, daß es daneben und darin noch allerlei Wesens gab, bald zum Staunen und Bangen und bald zum Lachen. Etwa wie eine Krähe sich jäh und lautlos aus dem Wald frei schwang, wie andere sich zu ihr gesellten und ihrer am Himmel eine schwarze Wolke wurde, eine Vogelwolke, die auf einmal aufgeregt zu krächzen begann, und wie dann hoch über ihr als ein König und Verächter des schwarzen Gelichters ein Adler seine Kreise zog oder wie im Geröll am Tierstock ganz nahe am Schnee drei Gemsen weideten oder wie der Sturm einem Narren gleich im Wald herumsauste, daß die alten Tannen wie händeringende Weiber ihre Äste nach allen Seiten warfen und die ältesten Föhren wie todwunde Krieger stöhnten, oder wie auf dem Äckerlein überm Haus etwas Rotes aufleuchtete, als sei da plötzlich eine Riesenerdbeere gewachsen, und war doch nur der Mutter Unterrock, oder endlich und endlich, wie der Manni, das Stierkalb, den Rappel bekam und, mit den Hinterbeinen ausfeuernd, die Halde herab hüpfte, als wäre es kein Vierbeiner, sondern ein Seiltänzer, wie der Kasparmelk einmal zu Altdorf einen gesehen, als er mit dem Vater zur Landsgemeinde durfte.

Von der Welt, von seiner Augenwelt hatte der Kasparmelk also schon einen rechten Begriff, aber weit sah er noch nicht über seine kurze, mit ein paar lustigen braunen Sommersprossen betupfte Nase hinaus. Da geschah nur kurz vor Weihnachten etwas Wunderliches: Der Kasparmelk ging nach dem nächsten Dorf zur Schule. Mehr als eine Stunde war es hin. Aber der Weg schien ihm täglich kürzer; denn das Lernen machte ihm Spaß, seit er merkte, daß er beim Lehrer einen Stein im Brett hatte. Dieser Lehrer nun, der Furrer Toni wie er respektlos hieß, verteilte am letzten Schultag vor dem Christfest drei Prämien für die besten Schüler der Klasse. Sie waren von Schulfreunden gestiftet und bestanden aus einem Paar Wollstrümpfen, einer Salamiwurst und einem Buch. Dem Kasparmelk stach die Wurst mächtig in die Augen, aber auch das Buch lockte ihn; denn die alte „Bratik", den Kalender von mehr als zehn Jahren, der nur noch ein Fetzen war und der die einzige Lektüre im Berghäuslein bildete, den kannte er schon auswendig. Es schien ihm nicht sicher, ob er zu den Prämiierten zählen werde, aber siehe da, er kam sogar als der Erste der Klasse heraus und — erhielt das Buch. Es hieß „Erzählungen aus der Schweizer Geschichte" und war von einem Mann geschrieben, dessen Namen ihn nicht weiter kümmerte. Er trug es mit Stolz und Spannung heim. Mit Stolz, weil der Furrer Toni gesagt hatte, er, der Kasparmelk, habe am ehesten Verständnis für so ein Geschichtenbuch, man sei ja sonst da im Land herum noch nicht ans Lesen gewöhnt; mit Spannung, weil er beim ersten Durchblättern ein paar Bilder entdeckte, von denen ihn zu wissen gelüstete, was darum etwa gesagt werden könnte.

Von dem Empfang des dermaßen Ausgezeichneten ist nichts zu melden. Bei zehn Kindern und mindestens zehn Stunden Landarbeitszeit im Tag hat man für den Einzug eines jungen Schulsiegers weder Muße noch Interesse. Zu erzählen aber bleibt, daß der Kasparmelk noch am gleichen Abend, das Buch auf den Knien, den Blondkopf darüber gebeugt, auf der Ofenbank saß. Die Petroleumlampe an der Decke gab nur ein trübes Licht. Zwei Brüder, der Seppli und der Jost, lagen sich in den Haaren und zerrten einander am Boden herum. Drüben im Korbbett lag das Jüngste, das Gretli, und schrie wie am Spieß. Am Tisch saß der Vater und dampfte aus seiner Pfeife, daß die Mutter, die mit einer Näharbeit neben ihm hockte, einmal über das andere Mal husten mußte und aufbegehrte: „Der Tifel, der Tifel (Teufel)! Was rauchst auch du für einen Knaster!"

Die Stube war also alles andere als eine Studierstube. Aber der da auf der Ofenbank, der Blondschopf, war längst nicht mehr darin. Den hatte irgend eine Wunderkraft in einen Traum hineingerissen. In dem sah er uralte Zeiten, da wohnten Leute noch in Laubhütten, die sie auf Pfählen in Seen gestellt, da zogen andere, die man die Helvetier nannte, aus Wäldern und niederen Bergen tief hinein ins hohe Gebirg, wo er selbst jetzt wohnte, da führte ein Held, Divico mit Namen, sie gegen die Herren der Welt, die Römer. Hier und da wurde auch der Tell wieder lebendig, von dem er, Kasparmelk, schon etwas gehört und dessen Bild zu Altdorf vor dem Rathaus stand. Eine Armbrust trug er über der Schulter, und der Knabe ging ihm an der Hand. Hier erzählte auch ein Kapitel von „Winkelried", der zu Sempach den Eidgenossen eine Gasse gemacht. Beim Himmel, das war ein Buch!

Der Kasparmelk las es nicht an jenem Abend nur, aber an hundert Abenden und wieder und immer wieder. Und daheim in der Stickluft der Stube und draußen in der Heiterluft einer Alpmatte oder auf dem Bauch liegend, wenn neben einem der Bergbach plaudert: Lies nur zu! Lies nur zu! Von Kriegen und Siegen las er, von Helden und Weisen, wie etwa dem Niklaus von der Flüe, von Generalen und Bundesräten, von tapferen Frauen und von Schulkindern, die mit willigen, emsigen Sparbatzen das heilige Stücklein Freiheitsgrund und -boden, die Rütliwiese, gekauft. Aus uralter Zeit herüber schlug das Buch eine Brücke zu den Tagen von heute. Dem Kasparmelk aber, dem Bub, dem unbewußt die Schönheit der Heimat schon lange in die offenen Augen geleuchtet, ging das Herz dieser Heimat auf. Die Brust riß es ihm selber auseinander vor Staunen und Stolz und Liebe.

Fragt ihn! Er kennt das Buch jetzt schon von vorn nach hinten und hinten nach vorn. Und er ist inzwischen über die Schule hinaus gewachsen und wartet, daß man ihn in die der Rekruten ruft. Auf die brennt er völlig, weil ihm ist, das Land merke dann, daß es auch einen

Kasparmelk gebe, einen, auf den es sich verlassen kann. Er weiß auch ein Lied auswendig, das zuhinterst im Buch steht und von einem geschrieben ist, der Gottfried Keller geheißen habe. Es ist ein mächtiges Lied. Und man muß es singen, wenn man die Berge ansieht, und muß es fast jauchzen, wenn man denkt, was zwischen diesen Bergen durch Jahrhunderte geschah: O mein Heimatland!

Emil auf der Brücke.

Kurzgeschichte von Carola Ihlenburg.

Ich weiß gar nicht, wie das kleine Havelgewässer hieß. Es war an den Ufern verschilft, in der Mitte aber klar grün. Lange Holzstege führten durch das Schilf, auf denen saßen Angler und schliefen. Es war sehr still, sehr heiß, sehr einsam.

Auf dem Brückengeländer lehnte ein Mann neben seiner Angelrute und blickte in das Wasser hinab. Er hatte hinter sich einen kleinen Rucksack, zwei Blechbüchsen und ein seltsam rosafarbenes Hemd liegen. In einer grauen ausgebeulten Hose und in grauen ausgebeulten Stiefeln stand der Mann mit vornüberhängendem Kopf und starrte in die gläserne Tiefe, aber nicht dorthin, wo sein Köder schwamm. Der Mann sah sehr jung aus. Sein Oberkörper war glatt und dunkel wie Bronze, aber seine dicken Haare gleißten in der Sonne wie Weißgold.

Dieser Mensch nun seufzte oder stöhnte plötzlich auf, schrak aus Gedanken auf und blickte zu mir herüber.

Ich beschloß, langsam weiterzugehen, sagte aber erst einmal forsch und nachlässig: „Na, sie beißen wohl heute nicht?!"

Er blickte wieder in das Wasser, antwortete nicht, warf mir dann einen langen prüfenden Seitenblick zu und fragte endlich: „Haben woll auch Liebeskummer, Fräulein?"

„Wieso denn „auch"?" fragte ich zurück, aber ich dachte wirklich darüber nach, ob ich Liebeskummer hätte.

„Ach, den haben wir doch alle . . ., sagte der Angler.

„Warum haben Sie Liebeskummer?" fragte ich.

Er zuckte mit den bronzenen Schultern und antwortete leise:

„Ich bin ihr nich fein genug. Da muß woll 'n anderer kommen!"

Ich blickte in sein Gesicht und sagte: „Was denn für einer?"

„Ach so einer eben . . ." antwortet er trotzig. „Immer mit dem Tanzengehen! Sie will immer tanzen gehen, die Erika . . ."

Er verstummte erschrocken, sah mich noch einmal an und fuhr fort: „Ich soll mir n' Scheitel links machen, nich rechts!"

„Tun Sie das doch!" meinte ich; aber er zog die Hälfte eines zerbrochenen Kammes aus der Hosentasche und schob die Haare kopfschüttelnd gleich wieder zurück. „Hat auch keinen Zweck!" murmelte er. „Et sitzt doch nich! Und denn amüsiert sie sich bloß — — „Na, Emil!" sagt se und lacht — — un weg is se."

Ich sagte: „Aber Sie sind jung! Sie werden Erika vergessen, glauben Sie mir! Man vergißt nämlich alles. Und außerdem — Sie sind doch ein hübscher Kerl!"

Er sah auf, blickte an seinen zerbeulten Hosen hinunter bis zu den zerbeulten Schuhen, zog die Brauen zusammen und sagte etwas ganz Merkwürdiges. Er sagte nämlich: „Sie wollen mich wohl vergackeiern!"

Er wußte nichts davon, daß er so schön war. Er glaubte an Bügelfalten, feine Anzüge, Tanzbodengeld und Erika. Aber plötzlich ging ein Lächeln in seinem traurigen Gesicht auf, wie ein Sonnenstrahl in einem Brillanten flackert. Verlegen holte er eine alte kleine Zigarettenschachtel aus der Hosentasche. Aus dieser Schachtel nahm er ein etwas zerknittertes Paßbild von Erika. Die schlechte Photographie eines gewöhnlichen, dummen, kecken Backfisches mit Stupsnase und kleinen Augen. „Schade!" dachte ich, aber ich sagte: „Sehr nett!"

„Sie werden sehen, wie Ihr Kummer vergeht!" sagte ich wieder. „Man denkt, man könnte es nie wieder loswerden, wenn es einen gerade hat. Aber nachher ist es plötzlich vorbei. Wie lange ist es denn schon?"

Er sah mich an, als ob er die Zeit seiner unglücklichen Liebe nachzählte. Ich dachte, er würde ausrechnen: Ein halbes Jahr! Oder acht Monate, drei Tage! Aber es kam etwas anderes heraus. Als er mit Rechnen und mit der Probe aufs Exempel fertig war, sagte er in aller Ruhe: „Ja, das sind vergangenen Sonntag sieben Jahre gewesen. Damals war ich sechzehn, Erika war fünfzehn."

Sieben Jahre! Wer konnte die Kraft dieses Herzens ermessen!

Emil holte ein Schmalzbrot aus seinem Rucksack, es war vier Zentimeter dick. Er biß es an und legte es dann mit dem Papier auf das Brückengeländer, wo es schnell anfing zu dörren. Seine bronzenen Arme hätten einem Gott gehören können. Seine Haut war wie von einem dunklen Pfirsich. Aber er wußte es nicht. Er fühlte sich klein, schäbig, arm. Denn er liebte unglücklich.

Ja, und dann ging ich also. Die Luft flimmerte vor Hitze, die Fische schnalzten manchmal, und die Enten tauchten. Ich ging weiter, die ich keinen Liebeskummer hatte, aber mein Herz fühlte sich ganz genau so an, als hätte es welchen: traurig, groß und dunkel.



Lustige Ecke



Zwei Soldaten-Anekdoten.

Erzählt von Kurt Buchholz.

Als der alte Graf Wrangel, preußischer Generalfeldmarschall, an einem Sommertag in Begleitung gedankenversunken durch den heutigen Berliner Tiergarten ritt, wurde er auf der Höhe des Großen Stern von einem entgegenkommenden Reiter gegrüßt. Papa Wrangel dankte ernst. Plötzlich hielt er sein Pferd an und rief den Reiter zurück. Durchdringend betrachtete er den jungen Soldaten, dem unter den Blicken des Feldmarschalls durchaus nicht wohl war.

„Wat is er?" fragte Wrangel kurz.

„Leutnant, Exzellenz," entgegnete der Soldat schnell.

„Wat is er?!" fragte Wrangel strenger.

„Zu Befehl: preußischer Leutnant," beeilte sich diesmal der Offizier in höchster Verlegenheit zu erwidern.

„Quatsch!" sagte Wrangel mit unbeweglichem Gesicht. „Unrasiert is er." Sprachs und ritt davon.

*

Bei einer seiner zahlreichen Inspektionsfahrten betrat der alte Fritz eine Dorfschule. Der Lehrer hielt gerade Naturkundeunterricht ab, und der König griff lebhaft in den Unterricht ein. Er kam auf den Menschen zu sprechen als Krone der Schöpfung und erwähnte in diesem Zusammenhang die weise und großzügige Haltung der Natur, die stets einen gütigen Ausgleich schaffe, wenn sie sich einmal nicht so verschwenderisch verschenkt habe. Deshalb sei recht häufig körperlich schwächlichen Menschen ein treffender Witz und überraschende Schlagfertigkeit eigen. Nach diesem einleitenden Vortrag forderte er die Kinder, Jungen und Mädel derber, kantiger Bauernherkunft, auf, ihm weiter Beispiele in dieser Richtung zu nennen.

Die blonden Köpfe versinken in stumme Nachdenklichkeit. Friedrich schreitet indessen wartend durch die Schulstube und mustert die prächtigen Schädel. Da ruckt in einer der hinteren Bankreihen unruhig ein kleines Mädel.

„Na, was weiß sie?" fragt der König.

Die Kleine schluckt ängstlich. „Die Blinden, die haben dafür ein feineres Gefühl."

„Hm, läßt sich hören. Überlegt weiter. Ja, was hat er?"

Ein Junge stand hastig auf und sprudelte los. „Unser Knecht Peter, der hat ein kurzes Bein, dafür ist das andere um so länger."

In diesem Falle soll der König wirklich einmal gelacht haben.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg